

Hans von Trotha



Pollaks Arm *Roman*

LESEPROBE

144 Seiten. Rotes Leinen. Fadengeheftet

€ 18. / € (A) 18.50

ISBN 978 3 8031 1359 7

Wagenbach
SALTO

Rom im Oktober 1943. Im Wissen um die für den nächsten Morgen geplante Razzia der SS schickt Monsignore M. den deutschen Lehrer K. zum Palazzo Odescalchi. Er soll Ludwig Pollak mit seiner Familie möglichst unauffällig in den Vatikan, in Sicherheit bringen.

Pollak aber beginnt zu erzählen: von seinem Archäologiestudium in Prag, seiner Leidenschaft für Rom und für Goethe, von der Arbeit am Museo Barracco und vor allem, da ihm als Juden eine akademische Karriere verwehrt blieb, seinem Leben als renommierter Kunsthändler. Und schließlich von seinem spektakulärsten Fund, dem fehlenden Arm der Laokoon-Gruppe.

K., fasziniert vom erschütternden Lebensbericht des alten Mannes, drängt zum Aufbruch. Es beginnt zu dämmern in Rom...

Hans von Trotha

POLLAKS

ARM Roman

Verlag Klaus Wagenbach Berlin

Und wenn das Wetter besser gewesen wäre
Hätte das auch nichts geändert.
Da haben Sie natürlich recht. Ein Hauptsturmführer richtet sich nicht nach dem Wetter.
Eher richtet sich das Wetter nach ihm.
Haben sie das nicht über Goethe gesagt, früher?
Bestimmt.

Vielleicht wollen Sie lieber schreiben? Dann ziehe ich mich noch einmal zurück. Sie können dieses Zimmer nutzen, so lang Sie wollen. Es wird Sie niemand stören. Zeit ist etwas, wovon wir hier im Vatikan immer genug haben.

Ein kleiner Raum, ebenerdig, deshalb fällt nicht viel Licht durch das große zweiflügelige Fenster. Eine Kontorlampe mit schwarz metallendem Schirm scheint auf die Tastatur einer wuchtigen Schreibmaschine, über dem Wagen blättern die goldenen Lettern *Remington*. Ein unbeschriebenes Blatt ist eingespannt.

Hinter der Schreibmaschine sitzt K., ihm gegenüber Monsignore F. Es ist der späte Nachmittag des 17. Oktober 1943. Studienrat K. aus Berlin, gestrandet im besetzten Rom und im Vatikan untergekommen, hat sich in den karg ausgestatteten Besuchsraum in einem Gebäude nahe des Campo Santo Teutonico begeben, wo er vom Monsignore erwartet wurde, einem pensionierten Prälaten, ehemals im päpstlichen diplomatischen Dienst, perfektes Deutsch mit kaum auszumachendem italienischem Akzent.

K., drahtig, blass, wirkt angespannt. Er sieht müde aus. Die blauen Augen stehen weit offen, sie erscheinen unverhältnismäßig groß in dem schmalen Gesicht, über dem die helle Haut spannt. Der Monsignore stellt K. die Frage, ob er erzählen wolle oder lieber schreiben. Lieber erzählen, antwortet K., aber er könne nicht, wisse nicht, wie anfangen.

Rechenschaft ablegen. Das habe Pollak immer wieder gesagt. Dass wir Rechenschaft ablegen müssen. Wie wichtig es ist, dass wir unsere Geschichten erzählen, sie weitergeben. Das war der Grund, warum er mich nicht hat gehen lassen. Das war meine Chance, sagt K. Ich weiß nicht, er spricht ohne jede Pause weiter, warum mir da ausgerechnet Dreyfus in den Sinn kommt, die Dreyfus-Affäre. Vielleicht fällt mir das ein, weil Pollak, als er Dreyfus erwähnte, ausführlich vom Tagebuch sprach. Vielleicht aber auch, weil ich nie darüber nachgedacht hatte, dass die Verurteilung des so offensichtlich unschuldigen jüdischen Offiziers Alfred Dreyfus wegen Landesverrats aus so offensichtlich antisemitischen Motiven nicht nur die französische Gesellschaft entzweit hat, sondern dass das ein Schlag ins Gesicht aller Juden in Europa war und mit ihnen aller Liberalen.

Der Monsignore nickt. Ich war damals in Paris, sagt er. Emile Zola wurde verurteilt und musste sogar das Land verlassen. Er hatte in einem Zeitungsartikel angeprangert, dass der eigentlich Schuldige in dieser Sache freigesprochen wurde und wie es dazu kam. *J'accuse* stand in großen Lettern über dem Text, *Ich klage an*.

Pollak hat Dreyfus später einmal zufällig hier in Rom gesehen, sagt K. Er machte auf ihn den Eindruck eines gebrochenen Mannes. Wie auch nicht. Als er davon erzählte, stand Pollak am Fenster. Hinter

seinem Rücken würde bald die Dämmerung über Rom hereinbrechen, dachte ich, dann die Nacht. Und die Nächte sind zurzeit sehr dunkel in Rom.

Er erinnere sich noch gut, sagte Pollak, wie er den Namen Dreyfus ins Tagebuch schrieb. Da habe er noch geglaubt, Dreyfus könne nur freigesprochen werden angesichts der Beweislage. Alle hätten sie das geglaubt. Das Jahrhundert schließt würdig, schrieb er in sein Tagebuch. Pathetisch, nicht wahr, sagte er, aber so habe er damals gedacht. Der erste Juli achtzehnhundertneunundneunzig. Er sehe sich noch mit schwarzer Tinte das Datum auf die Seite setzen, die Eins, die Acht, die beiden Neunen. So detailliert hat Pollak das erzählt. Prozess in Rennes, Anklage Hochverrat gegen den jüdischen Offizier Alfred Dreyfus. Wer kann die Rührung schildern, habe er geschrieben, die Gerechtigkeit siegt, alle Niedertracht kann sie nicht aufhalten. Im September dann das Urteil. Fünf Stimmen ja, zwei nein, zehn Jahre Gefängnis unter Anerkennung mildern der Umstände. Es sei das erste Mal gewesen, dass er daran gedacht habe, Seiten aus dem Tagebuch wieder zu tilgen. Aber man könne ja nicht streichen, was war. Und was man gedacht habe, gehöre doch zu dem, was war. Der Sieg der Wahrheit, Pollaks Worte, sei erst viel später gekommen, im Jahr sechs.

Das ist doch das Jahr, in dem Pollak den Arm publiziert hat, unterbricht der Monsignore.

Ja, bestätigt K. *Der Arm des Laokoon*, ein kurzer Text, nur wenige Seiten, schlicht und sachlich, kein Wort davon, dass dieser Arm alles verändert hat.

Es entsteht eine Pause. Offensichtlich erwartet der Monsignore, dass K. auf seinen Einwurf hin anfängt, vom Arm zu erzählen. Doch K.s Bericht kommt nicht recht in Gang.

Als Sie mir den Auftrag gaben – doch, mit Verlaub, es war ein Auftrag, keine Bitte –, habe ich

ihn angenommen, ohne viel darüber nachzudenken. Ich konnte ja nicht ahnen, dass ich als ein anderer aus der Wohnung im Palazzo Odescalchi kommen würde. Ich konnte auch nicht ahnen, wie aufreibend der Besuch werden würde. Er hat alles verändert. Ich hatte mir nicht klargemacht, wie gefährlich es hätte werden können. Auf die Idee, dass ich so lang dort bleiben würde, kam ich gar nicht. Hätte ich darüber nachgedacht, ich wäre nicht gefahren. Ich taue nicht zum Helden. Was immer das ist, ein Held, da haben Sie natürlich Recht, fügt K. auf einen entsprechenden Einwand des Monsignore hinzu. So, fährt er fort, hat es am Ende sogar noch seinen Sinn bekommen, dass es mir nicht gelungen ist, nach Deutschland zurückzufahren.

Die Lage in Rom und damit auch im Vatikan hat sich verschärft, nachdem Italien am 8. September vor den Alliierten kapituliert und sich damit vom Verbündeten Deutschland gelöst hat. Jetzt haben die Deutschen vollends die Kontrolle über die Stadt. Erstmals seit dem zwanzigsten September achtzehnhundertsiebzig, als Rom im Kampf mit den Franzosen um den Vatikan von den Italienern besetzt wurde, ist Sankt Peter für mehrere Tage verschlossen geblieben. Aus Angst vor den Deutschen versuchen viele, im Vatikan Unterschlupf zu finden, mehr noch als zuvor schon. Sogar die Enkel des Königs wurden ohne jede Vorankündigung hier abgeliefert. In der beständigen Furcht vor Bombenangriffen drängen sich viele von denen, die es nicht in den Vatikan schaffen, um Sankt Peter, in der Hoffnung, der Schatten der Kathedrale würde im Ernstfall Schutz bieten. Seit dem neunten September tragen die Soldaten der Schweizergarde moderne Waffen. Nur noch wenige Automobile verlassen den Vatikan, meist kehren sie rasch zurück.

Sie waren der Erste, der es ausgesprochen hat. Ich habe mich danach fast geschämt, dass ich glauben konnte, ich würde einfach in einen Zug steigen und nach Hause fahren. Wobei ich sowieso nicht bis nach Hause gefahren wäre. Seit der KLV, bitte um Verzeihung, in Deutschland wird viel abgekürzt dieser Tage. Das bedeutet Kinderlandverschickung, eine Maßnahme, die Kinder und Mütter wegen der Bombardierungen aus den Städten bringen soll. Das bedeutet für uns Lehrer leere Schulen. Deswegen werde ich nicht mehr zu Hause in Berlin erwartet, sondern auf dem Land, im Süden. Das ist nicht so weit von hier. Auch das hat mich glauben lassen, es könnte gelingen. Und die Schienen nach Norden sollen erstaunlich intakt sein, wie man hört. Sie werden offenbar gebraucht. Außerdem wusste ich nicht, wo ich bleiben sollte, wo man sich in Rom sicher fühlen kann, so sicher, wie das in diesen Tagen überhaupt möglich ist. Ich werde Ihnen ewig dankbar sein für das Gästezimmer, das Sie mir hier im Vatikan verschafft haben. Hier sind wir sicher. Das sind wir doch? Umso verrückter, dass ich so lang bei Pollak war. Verrückt, und doch das Wichtigste, was ich je getan habe.

Der Monsignore, einst hochgewachsen, inzwischen leicht gebeugt, aber immer noch eine robuste Erscheinung, sitzt, den Rücken zur Tür, in einem Lehnstuhl am Schreibtisch aus dunklem Holz, offensichtlich seit langem Teil des Inventars, der Studienrat ihm gegenüber auf einem ähnlichen, wenn auch nicht ganz baugleichen Sessel, zwischen ihnen die Remington. Neben der Schreibmaschine und einem Becher aus altem Leder, der einige Bürouensilien enthält, liegt ein flaches rechteckiges Paket, dem Anschein nach ein Bilderrahmen, eingeschlagen in braunes Packpapier. Darunter lugt

ein Stapel dünner, unbeschriebener Blätter hervor. Was, fragt K., ist das für ein Holzgebäude, das sie auf dem Petersplatz errichtet haben, an der weißen Linie? Ist das ein Grund zur Besorgnis?

Der Monsignore beruhigt K., es handele sich um einen Unterstand für die deutschen Soldaten, die seit dem 13. September an der von Mitarbeitern des Vatikan mit weißer Farbe gezogenen Trennlinie Dienst tun. Auch die Deutschen dürfen diese Linie nicht überschreiten. Und auch die deutschen Soldaten, so der Monsignore, sind Menschen.

Was mir jetzt erst aufgefallen ist, sagt K., ich habe die ganze Zeit nicht richtig geschlafen. Erst seit ich im Vatikan aufwache, schlafe ich wieder. Rom ist unheimlich geworden. Die Stadt wirkt, nachts vor allem, als sei sie im Würgegriff eines riesigen, unberechenbaren Tiers. Er hat das auch gesagt, ein wenig anders, aber ähnlich. Ein Ungeheuer, es liegt da, äußerlich ruhig, aber es kann jederzeit zupacken. Und irgendwann packt jedes Ungeheuer zu. Das liegt in seiner Natur. Uns, die wir hier im Vatikan Zuflucht gefunden haben, durchströmt jedes Mal ein Gefühl größter Erleichterung und Dankbarkeit, wenn wir eines der Gebäude erreichen, an denen diese Bescheinigung der deutschen Botschaft haftet, dass ein Haus zum Vatikan gehört. Es ist wie ein Bann, der das Ungeheuer fernhält. Wer hier ist, darf sich sicher fühlen.

Er ist mir immer ein Buch mit sieben Siegeln gewesen. Beeindruckend, ein außergewöhnlicher Mensch, wie man so sagt. Aber er hat auch etwas Unnahbares, eine große Würde, derer er sich bewusst ist in allem, was er tut und was er sagt. Ich war immer ein wenig eingeschüchtert, wenn ich Pollak begegnet bin. Dabei ist er, das wissen Sie besser als ich, die Freundlichkeit in Person, meistens zumindest. Er kann auch scharf werden, schneidend.

Dann achtet er besonders auf seine Worte. Wie er sich überhaupt seiner Sprache immer sehr bewusst ist, diese einnehmende, warme, leicht tremolierende Melodie, ein Deutsch, das nach dem alten Österreich klingt, nach Prag aber schon seit Langem auch nach Rom.

Vielleicht ist es auch der Mythos, der einen einschüchtert, der Mythos Ludwig Pollak. So eine Aura lastet nicht nur auf dem, den sie umgibt, sondern auch auf dem Gegenüber. Ich bin ihm nicht oft begegnet, wenige Male nur, und das ist eine Weile her. Auf der Fahrt zur Piazza Santi Apostoli habe ich versucht, mich zu erinnern. Ich bin ganz gut darin, mir vergangene Ereignisse noch einmal zu vergegenwärtigen. Das bringt mein Beruf als Lehrer mit sich, da bin ich gefordert, die Dinge so darzustellen, dass sie sich für andere fügen. Im Auto wurde mir klar, wie wenige Begegnungen es gewesen sind. Ich wusste nicht viel über Pollak. Dass der Vatikan ihm des Arms wegen verbunden ist, war mir bekannt. Nicht nur des Arms wegen, das weiß ich jetzt auch.

Der Monsignore hört konzentriert zu, die Fingerkuppen mit sanftem Druck gegeneinander gedrückt. Von Zeit zu Zeit stützt er, ohne diese Haltung zu verändern, die Ellenbogen auf die Tischplatte und das Kinn gegen die Zeigefinger, sodass die Spitzen der Mittelfinger auf seinen Lippen zu liegen kommen. Nur selten macht er kurze fragende oder kommentierende Einwände.

Er ist kleiner, als ich ihn in Erinnerung hatte, und kahl, sagt K. Einen Vollbart trägt er nicht mehr, nur noch Schnurrbart. Wie ich da stand, wusste ich zuerst nicht, was ich sagen sollte. Ich fühlte mich wie neben mir selbst, als würde ich die Szene nur sehen, nicht erleben. Da waren die beiden Herren

noch da. Ja, sie waren schon dort, als ich im Palazzo Odescalchi eintraf. Der eine ist dann sofort gegangen. Eilig, wie mir schien. Ist das wichtig? Sein Name fängt mit einem M an, zwei Silben. Mohren oder so ähnlich. Mohnen, so könnte er auch heißen haben. Der andere war Professor Volbach. Sie kennen Volbach nicht? Professor Wolfgang Fritz Volbach. Er gehört auch zu denen, die hier im Vatikan untergekommen sind, vor zehn Jahren schon. Dem Gespräch meine ich entnommen zu haben, dass Professor Volbach von dem anderen informiert worden war, also von dem, der gleich gegangen ist, als ich kam. Aber sie scheinen nicht zusammen gekommen zu sein. Und sie sind nicht zusammen gegangen. Mohnen, ja, so hat er geheißen. Da bin ich mir jetzt fast sicher.

Wilhelm Mohnen, wirft der Monsignore ein. Wir werden nicht ganz schlau aus ihm. Er arbeitet für die deutsche Botschaft hier in Rom, aber anscheinend auch in Paris, nicht ganz offiziell, wie es aussieht. Aber keiner weiß etwas Genaues. Sein Metier sind Kunstkäufe. Da kennt er sich offenbar aus, und da wird er gebraucht, von wem auch immer. Deswegen weiß er sehr gut, wer Ludwig Pollak ist. Das wird ihn dazu bewogen haben, Professor Volbach zu informieren, und dann selbst in den Palazzo Odescalchi zu fahren.

Er hat mich gesehen, aber kaum angesehen, sagt K. Er verließ die Wohnung mit den Worten *Herr Hofrat, wir werden uns also niemals wiedersehen*. Professor Volbach ist dann ebenfalls nicht mehr lang geblieben. Ich bin ihm hier im Vatikan öfters begegnet, und vorher ein oder zwei Mal in Berlin im Museum. Er hat am Kaiser-Friedrich-Museum gearbeitet. Dreiunddreißig haben sie ihn rausgeschmissen. Seine Mutter ist Jüdin. Dabei ist er katholisch, mehr als ich. Er hat mir erzählt, dass

schon der Großvater seiner Mutter zum protestantischen Glauben übergetreten ist, die Mutter dann vom protestantischen zum katholischen. Wie christlich kann einer noch sein. Aber es hat ihm nichts genützt. Auf irgendeinem Weg, ich habe ihn bisher nie danach gefragt, ist er an eine Stelle im Museo Sacro gekommen. Seit vierunddreißig ist er schon in Rom. Deswegen dachte ich, Sie würden ihn kennen. Aber Sie waren ja viel im Ausland.

Volbach ist am Museo Sacro, wenn ich es richtig verstanden habe, auch für die Kataloge zuständig. Diese Begeisterung für die Kataloge, das wird mir in diesem Moment klar, da ich Ihnen von Volbach erzähle, diese Begeisterung verbindet ihn mit Pollak. Volbach hat mir einmal erzählt, dass er einen Band der Bestände des Kaiser-Friedrich-Museums fertiggestellt hatte und dann das Manuskript in die Spree geworfen hat, aus Wut über seine Entlassung. Das Museum liegt ja auf einer Insel. Er war immer noch wütend, als er es erzählte. Aber er war auch stolz.

Volbach war sichtlich erregt, schien, wie soll ich sagen, verzweifelt. Später verstand ich, warum. Sie hatten sich nicht gesetzt, was dafür spricht, dass die beiden Herren nicht allzu lang im Palazzo Odescalchi waren, bevor ich kam. Professor Volbach stand da im Mantel, den Hut in den Händen. Er drehte ihn beständig zwischen den Fingern. Ich stand neben der Tür. Volbach reichte Pollak die Hand und verließ an mir vorbei den Raum, gleich darauf die Wohnung. Mir nickte er kurz zu. Die Worte des anderen *Wir werden uns also niemals wiedersehen* hallten noch nach, gerade so, als habe Volbach sie wiederholt, als er sich verabschiedete. Aber ich glaube, er hat nichts mehr gesagt. Dann war ich mit Pollak allein. Immerhin hatte er mich gleich wiedererkannt und hereingelassen.

Nicht zu wissen, wie eine Reise endet, sagte er, ist kein Grund, sie nicht anzutreten.

Vielleicht hat eine vorangegangene Bemerkung meinerseits ihn zu dieser Replik provoziert. Vielleicht war es aber auch noch ein Satz eines der beiden Herren, die gerade gegangen waren. Es folgte dieses *nicht wahr*, das er so gern nachsetzt, mit der Betonung auf dem *nicht*.

Von dieser Reise, erwiderte ich, wissen wir aber, wie sie enden würde. Deswegen, sagte ich, bin ich hier.

Was die Zukunft wirklich bringen wird, setzte Pollak dagegen, das kann, mit Verlaub, nicht einmal der oberste Dienstherr derer wissen, die Sie geschickt haben. Er ist nicht zuständig für die Zeit, sagte er noch, erst wieder für die Zeit danach. Und da nicht für mich. Obwohl

Er vollendete den Satz nicht.

Aber bitte, setzte er schließlich noch einmal an, sagen Sie allen im Vatikan, wie sehr ich ihnen danke. Ja, sagte er, es rührt mich, dass man Sie geschickt hat.

Ich drängte zur Eile, forderte ihn auf, sich zur Abfahrt bereit zu machen. Er reagierte nicht darauf. Das verunsicherte mich. Ich war sicher, dass er gleich Anstalten machen würde, seine Familie zu holen und sich fertig zu machen. Aber er stand nur da, aufrecht und müde. Da erst fiel mir auf, wie alt er geworden ist. Er ist immer noch eine ehrfurchtgebietende Erscheinung mit seinen durchdringenden Augen, die einen lang ansehen können, ohne auszuweichen. Aber er wirkt auf schmerzvolle Weise geschwächt. Wie alt er ist? Mitte siebzig, glaube ich. Ja, er wird Mitte siebzig sein.

Wir müssen rasch in den Vatikan fahren – Sie, Ihre Frau, Ihre Tochter und Ihr Sohn. Es ist alles vorbereitet. Wir müssen nur hinuntergehen. Der Wagen wartet.

Pollaks Arm erschien im Frühjahr 2021
als 260. *SFLTO*.

© 2021 Verlag Klaus Wagenbach
Emser Straße 40/41, 10719 Berlin
www.wagenbach.de

Covergestaltung Julie August unter Verwendung
eines Fotos von C. Faraglia. Gesetzt aus der Didot.
Vorsatzpapier von peyer graphic, Leonberg und
Leinen von Gebr. Schabert, Strullendorf. Gedruckt
auf Schleipen und gebunden bei Eberl & Koesel
FinePrints, Altusried-Krugzell.
Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978 3 8031 1359 7

